



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

* ★ *: Die Moderne in der Wissenschaft : ein Erlebnis

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Solange die evangelische Kirche noch nicht die ihr gebührende Freiheit — vom Staate und von den Namenchristen — erlangt hat, bleibt nichts andres übrig, als sich mit dem zu begnügen, was wir haben, und darauf thätig anzuwenden:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Denen aber, die von der Freiheit für die evangelische Kirche Verderben befürchten, rufe ich zu: Ihr Kleingläubigen!



Die Moderne in der Wissenschaft

Ein Erlebnis



Es war in den Morgenstunden des 14. Dezember 1894. Ich hatte mich eben an meinem Schreibtisch zurechtgesetzt, um in der Durchsicht eines Altentstücks fortzufahren, das ich am Abend zuvor begonnen hatte, als es laut klingelte. Das Mädchen brachte mir ein Paket aus der Buchhandlung, und auf der Faktur stand: 1 Thode, Ring des Frangipani. 12 Mark.

Ach was! dachte ich, Ring des Frangipani — hat Zeit! Gewiß ein Epos über irgend einen altindischen König! und warf das Paket beiseite.

Nach einigen Minuten plagte mich aber doch die Neugier, und ich knüttelte den Bindfaden auf. Vor mir lag ein stolzer Quartband mit einem Umschlag aus Pergamentpapier, darauf stand rot gedruckt: Der Ring des Frangipani. Ein Erlebnis von Henry Thode.

Was? denke ich, ein Erlebnis? Was soll das heißen? Soll es so viel heißen, wie: eine wahre Geschichte? Ist es also eine poetische Erzählung, ein Roman, bei dem geschichtliche Vorgänge benutzt worden sind? Oder soll es heißen: ein Erlebnis Henry Thodes? Aber wer ist Henry Thode? Meines Wissens ein junger Berliner Kunsthistoriker. Wie kann der etwas erlebt haben, was der Ring des Frangipani heißt?

Ich schlage auf, und sehe auf dem ersten Blatte des auf Büttenpapier gedruckten Bandes die Abbildung eines Ringes aus spätgotischer Zeit mit der rings umlaufenden Inschrift: myt wyllen dyn eygen (mit Willen dein eigen). Das nächste Blatt wiederholt den Titel des Buches mit dem Zusatz: „Mit Zierleisten von Hans Thoma und zwölf Abbildungen in Lichtdruck“ und mit

einem Motto aus Wagners Parsifal: „Zum Raum wird hier die Zeit.“*) Auf dem dritten Blatte steht eine Widmung: „Der Einen zu eigen! 12. Oktober 1894,“ auf dem vierten kommt endlich das Inhaltsverzeichnis. Ich überfliege es schnell. Einleitung: Wie ich den Ring erhielt. 1. Kapitel: Die Deutschen in Bordenone. 2. Kapitel: Das Geschlecht der Frangipani. 3. Kapitel: Christoph Frangipani im Kampfe mit Venedig. 4. Kapitel —

Da reißt es wieder an der Klingel, und das Mädchen bringt mir abermals ein Paket aus der Buchhandlung. Ich habe nämlich zwei. In der einen kaufe ich aus alter Anhänglichkeit noch von meiner Studentezeit her, obwohl sie seitdem schon viermal den Inhaber gewechselt hat, und obwohl sie mir nur wenig Ansichtsendungen machen kann; in der andern kaufe ich, weil sie mir fast alles zuschickt, was mich interessiert. Bisweilen kommt es aber vor, daß mir beide an einem Tage dasselbe Buch schicken. Das ist dann gewöhnlich etwas besondres; sie haben sich beide gesagt: Halt! das ist was für ihn! Und richtig — das Format kam mir schon verdächtig vor —: wie ich die Faktur besehe, steht wieder drauf: 1 Rhode, Ring des Frangipani. 12 Mark.

Ich werfe das Paket aufs Sofa und lese in dem andern Exemplar weiter: 4. Kapitel: Die Langs von Wellenburg. 5. Kapitel: Die Kämpfe im Friaul 1514. 6. Kapitel: In der Torrejella. 7. Kapitel: Getäuschte Hoffnungen. 8. Kapitel: Mit Willen dein eigen. 9. Kapitel: Der verlorne Ring. 10. Kapitel: Geteiltes Leid. 11. Kapitel: Bereit, das äußerste zu erdulden. 12. Kapitel: Christophs Ende. Schluß: In Obervellach.

Ich blättere weiter, da fällt mein Auge auf einen Holzschnitt aus dem Weißkunig — ich kenne ihn, denn ich habe den schönen Folianten oft in der Hand gehabt —, weiterhin auf einen Ausschnitt aus einem alten gestochnen Stadtplan von Venedig, im Vordergrunde der Dogenpalast und die Piazza, dann auf ein herrliches Bildnis des Dogen Leonardo Loredano nach einem Gemälde von Giovanni Bellini, dann auf eine in Holz geschnittene Krönung Mariä aus einem Gebetbuch von 1518, dann auf Dürers Kaiser Max, dann auf ein schönes Altarbild des Holländers Jan Schorel: die Heilige Familie, mit dem heiligen Christoph und der heiligen Apollonia in den beiden Flügelbildern. Kein Zweifel: trotz der romanhaften Kapitelüberschriften habe ich keinen Roman vor mir, sondern eine wissenschaftliche Monographie. Der Gegenstand scheint der deutschen und der italienischen Geschichte im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts anzugehören, und hie und da scheint die Kunstgeschichte hereinzuspielen. Aber zum Teufel! Da steht ja über jedem Kapitel ein Motto aus einer Wagnerschen Oper: aus dem Tannhäuser, dem Lohengrin, dem Tristan, dem Rheingold, der Walküre, der Götterdämmerung. Hat das etwas mit dem Inhalt des Buches zu thun, oder ist es bloße Narretei?

*) Der Ring des Frangipani. Ein Erlebnis von Henry Rhode. Frankfurt a. M., Heinrich Keller, 1895.

Es läßt mir keine Ruhe, ich lege mein Altknüttel bei Seite und fange an, die Einleitung zu lesen: Wie ich den Ring erhielt! Motto: Doch bei dem Ringe soll er mein gedenken! Lohengrin. „Es war in den Morgenstunden des siebzehnten Februar im Jahre 1892. Ich hatte mir in dem stillen kleinen Eckraum der Marciana-Bibliothek, welcher für das Studium der Handschriften bestimmt ist, die alte Chronik des Daniele Barbaro geben lassen und mich, der geistvollen Erzählung mit Erregung folgend, in dem Miterleben vergangener venezianischer Herrlichkeit verloren, als mich die Stimme des allen Besuchern der Bibliothek mit mannichfach belehrendem Rat unermüdet entgegenkommenden Bibliothekars Grafen C. Soranzo in die Gegenwart zurückrief. »Sehen Sie, was mir da eben gebracht wird! Ein bei einer Erdarbeit von Bauern gefundener alter Ring, der mit fein ciselirten Ornamenten und einer Inschrift in gotischen Lettern verziert ist! Letztere ist offenbar deutsch — würden Sie instande sein, sie zu entziffern?« Ich nahm den Reif, und der erste Blick belehrte mich darüber, daß er das Werk eines deutschen Goldschmiedes aus spätgotischer Zeit etwa um 1500 sei, vielleicht eines jener Meister von Augsburg, aus deren Werkstätten so viele schöne Arbeiten hervorgingen. Merkwürdig gut erhalten, mit nur sehr geringen, fast unmerklichen Spuren davon, daß er kurze Zeit getragen worden, zeigte mir der goldne Ring eine glatte Innenseite, an der gewölbten Oberfläche aber in edel einfacher Gravirung zwei mit einander abwechselnde, schräg laufende Bänder, deren eines mit einem welligen Streifen, deren andere —“

Herr Gott, ist das ein Stiefel! rufe ich aus, indem ich unwillkürlich mit den Beinen scharre, deren eines, deren andere! Und dieser kenntnißreiche „erste Blick,“ der ihn belehrte, daß der Ring das Werk eines deutschen Goldschmiedes „sei“! Und diese Stimme des u. s. w. u. s. w. u. s. w. Bibliothekars! Und was sagte der Bibliothekar von der Inschrift des Ringes? Letztere ist offenbar deutsch. O dieses letztere! Das liebe ich! Wie mag das wohl auf Italienisch heißen?

Die Lust vergeht mir, ernstlich weiter zu lesen. Ich überfliege nur noch die nächsten drei, vier Seiten. Großer Gott! Da steht ja schon wieder der letztere: „Leo X., aus Besorgnis vor den Drohungen der Türken, neigt sich den Venezianern zu. Die nächste Aufgabe für die letzteren ist die Bekämpfung der Truppen des Kaisers.“ Und auf der nächsten Seite schon wieder: „Vor mir liegt das Diario di Pordenone, in welchem — o weh! auch noch in welchem! — die Einnahme der Stadt durch die Deutschen und die Vertreibung der letzteren von einem Augenzeugen geschildert wird,“ und unmittelbar darauf schon wieder: „Die Deutschen also sind in der That in Pordenone gewesen, und es giebt Nachrichten über ihren Aufenthalt daselbst — nun auch noch daselbst! — wie lauten die letzteren?“ Auch einer, denke ich, der rettungslos der Papiersprache verfallen ist; es wackert, derselbe und letztere

bei ihm auf jeder Seite. Soll ich weiter lesen? oder soll ich das Buch untern Tisch werfen, wie ichs mit allen Büchern mache, die in der Papiersprache geschrieben sind?

Ich überwinde mich, lehre zum Anfang der Einleitung zurück und erfahre da folgendes. Der Ring war am 8. Januar 1892 von einem Arbeiter in der Nähe von Prata bei Bordenone beim Graben zwei Meter tief in der Erde gefunden worden. Ein paar Bauern hatten ihn nach Venedig gebracht, um dort einen Käufer dafür zu suchen. Nach kurzer Verhandlung kaufte der Verfasser den Ring, oder wie er selbst sagt: er „machte denselben (!) sich zu eigen,“ steckte ihn an den Finger, versenkte sich in seine Betrachtung und entzifferte die Inschrift. „Ich las — nein, ich hörte! (wenn er das doch bei seinem ganzen Buche gethan hätte!) Aus der Ferne einer vierhundertjährigen Vergangenheit erklang es hell und deutlich meinem Ohre: der süße Laut von den Lippen einer Frau, die dem Heißgeliebten die Wunder ihres Herzens anvertraut, ihr Sein und Wesen ihm in seliger Hingebung, nicht unter fremdem Zwange, nein aus dem Drange innerster Notwendigkeit darbringt: mit Willen dein eigen! Und ergriffen wie jener, dem einst diese Stimme alles Glück der Erde verhieß, lauschte ich schweigend ihrem Wiederhall in mir! So kehrte ich heim — im Banne eines Zaubers, der, Raum und Zeit verwirrend, in eine fremde Welt mich entrückte. Dort, wo in dem dämmernden Lichte eines nie in den Tag sich verwandelnden Morgens traumhafte Gestalten nahend und weichend in unendlichem Wechsel den Reigen schlingen, dort weilte ich suchend und wartend und lauschte, ob eine dem starken Worte wohl folgte: mit Willen dein eigen. Nicht eine allein, in Scharen eilten sie herbei, in lieblichem Gedränge mich umgebend — doch wollte ich sie halten, entschwanden sie in nebliger Luft, sich vor dem Blicke verbergend, bis ich ermattet vom Suchen und Finden und Wiederverlieren zu schauen erlahmte. Kam mir der Ring als Bote nur von wirren Träumen, unerfüllten Ahnungen, nie gestillter Sehnsucht? Birgt er eine andre Verheißung, einen heimlichen Auftrag? Wer sandte ihn mir — wie löse ich sein Rätsel?“

In den nächsten Tagen ist der Verfasser bemüht, in gedruckten und handschriftlichen Quellen den Kämpfen der Deutschen mit den Venezianern im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts nachzugehen. Vor allem vertieft er sich in das Studium der umfangreichen Tagebücher, die Marino Sanuto, ein Mitglied des großen Rats von Venedig, 37 Jahre lang geführt hat, und die in der Markusbibliothek aufbewahrt werden, 56 Foliobände, mit unzähligen Abschriften von Dokumenten aller Art. Und siehe da! nach wenigen Tagen ist es ihm gelungen, nicht nur den ursprünglichen Besitzer des Ringes nachzuweisen, sondern auch aus einer Fülle von Nachrichten, die er über das Leben, die Thaten und die Schicksale dieses Mannes herbeigeschafft hat, ein Lebensbild von ihm zu gestalten, das, obwohl es nichts als schlichte geschichtliche

Wahrheit enthält, doch klingt wie ein Roman. Und obwohl diese Lebensgeschichte oder dieser Roman in dem abschreckendsten Deutsch geschrieben ist, lese ich doch mit Todesverachtung drauflos — eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden. Viele Sätze muß ich zweimal lesen, um sie nur zu verstehen. Als ich mich aber glücklich durchgefressen habe, da habe ich folgendes gelernt.

Zu den Truppenführern Kaiser Maximilians in seinem Kampfe gegen Venedig im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gehörte auch ein Graf Christoph Frangipani, der aus einem kroatischen Geschlecht stammte, und dessen Vorfahren schon zum Teil mit der mächtigen Republik bald in freundliche, bald in feindliche Berührung gekommen waren. Namentlich ist es eine Episode des Kampfes, in der er auf kurze Zeit hervortritt: in der ersten Hälfte des Jahres 1514 erobert er in raschem Siegeslaufe Friaul und verliert es eben so schnell wieder. Im Januar 1513 war er in Görz zum Oberfeldherrn des deutschen Heeres ernannt worden. Im Herbst zog er in Görz und Gradiska seine Truppen zusammen und bereitete den Einfall in Friaul vor. Im Dezember waren die Vorbereitungen beendet, und der Kampf begann. Zuerst wurde die Festung Marano am Adriatischen Meere genommen. Im Januar und Februar 1514 fielen Udine und Bordenone in die Hände der Deutschen. Aber bei der Einnahme von Bordenone war Frangipani nicht selbst beteiligt, er war inzwischen in Anspruch genommen durch die schwierige Belagerung der steilen Bergfestung Osopo am Tagliamento. Nur Mitte März unternahm er einmal, während die Belagerung von Osopo fort dauerte, einen kurzen Streifzug nach Bordenone. Aber schon Ende März wurde die Stadt durch den venezianischen Truppenführer Bartolommeo d'Alviano den Deutschen wieder entrissen, wobei 132 Deutsche gefangen genommen und nach Venedig gebracht wurden. Und schon am 24. März war Frangipani vor Osopo schwer verwundet worden. Die Besatzung verteidigte sich nämlich, indem sie Felsstücke von oben herab schleuderte. Eines dieser Felsstücke hatte Frangipani getroffen, als er den steilen Berg bis zur Hälfte erklimmen hatte. Hätte er nicht den Helm auf dem Kopfe gehabt, so wäre er verloren gewesen; man mußte ihm den Helm vom Kopfe brechen, zum Teil sägen. Ende März wurde Frangipani von Osopo nach Gemona gebracht, man zweifelte an seiner Rettung, und in Venedig jubelte man schon über seinen Tod. Aber er erholte sich, richtete am 7. April aus dem Lager bei Cormons ein geharnischtes Schreiben an die Stadt Udine, worin er sie aufs strengste zur Treue und Ergebenheit gegen den Kaiser mahnte. Die nächsten Wochen brachte er noch kampfunfähig in Gradiska zu. Gegen Ende April war er so weit hergestellt, daß er den Kampf wieder aufnehmen konnte. Aber inzwischen hatte Bartolommeo d'Alviano ringsum das verlorne Land wiedererobert und stand schon nahe bei Gradiska. Am 5. Juni kam es zum Kampfe; Frangipani wurde verwundet

und gefangen genommen. Am 9. Juni traf der gefürchtete Feind als Gefangener in Venedig ein.

Er wurde in die *Torrefella*, das Gefängnis der Vornehmen im Dogenpalast, gebracht und dort gut gehalten, wenigstens nach den Briefen, die er an seine Verwandten schreiben durfte, und in denen er nicht müde wird, die „durchlauchtigste Signoria“ zu preisen für die gütige und menschliche Behandlung, die sie ihm zu teil werden lasse. Freilich mußten die Seinigen für seinen Unterhalt aufkommen und ihn reichlich mit Geld versorgen. „Und wäre ich in dem schönsten Gemach — schreibt er Ende August 1514 an seinen Bruder —, ohne zu essen, würde ich übel dran sein.“ Inzwischen tröstete er sich mit der Hoffnung auf baldigen Frieden und baldige Befreiung. Aber es verging Monat auf Monat, und seine Hoffnung wurde nicht erfüllt. Kaiser Max schien nichts für ihn thun zu können oder zu wollen. Sogar der Antrag des Bartolommeo d'Alviano, Frangipani gegen vornehme Venezianer auszutauschen, die sich in deutscher Gefangenschaft befanden, wurde wiederholt von der Signoria abgelehnt. Der Krieg ging weiter, und solange er dauerte, war nicht daran zu denken, daß die Venezianer einen so wichtigen Gefangenen losgeben würden. Es vergingen die Jahre 1515 und 1516 — alle Bemühungen für seine Befreiung waren vergeblich.

Da leuchtete in sein dunkles Geschick ein freundlicher Lichtstrahl. Graf Frangipani war im Dezember 1513 als junger Gemann ins Feld gezogen; er hatte sich im April 1513 vermählt mit Apollonia Lang, einer Schwester des Kardinals von Gurk, Matthäus Lang. Sie war eine Augsburgerin, war jung als Hofräulein an den kaiserlichen Hof in Innsbruck gekommen, wahrscheinlich auf Betrieb Kaiser Maximilians selbst, der sie 1500 in Augsburg gesehen und sich in sie verliebt hatte, war dann 1503 an einen Grafen Julian von Lodron vermählt worden, hatte an dessen Seite einige Jahre in Kärnten gelebt, war aber schon seit 1510 Witwe gewesen und hatte nun Frangipani ihre Hand gereicht. Als Frangipani ins Feld zog, ließ er sie auf ihrem Schloß in Kärnten zurück. Als er dann bei Osopo verwundet worden war, eilte sie herbei und pflegte ihn in Gradiska. Seit seiner Gefangennahme waren sie getrennt. Zwar hatte Apollonia wiederholte Versuche gemacht, sich in Venedig die Erlaubnis auszuwirken, ihren Gemahl in der Gefangenschaft zu besuchen. Selbst an den freundlichen Vorsteher der *Torrefella*, Dandolo, hatte sie sich gewandt. „D leih mir — schreibt sie ihm im Februar 1515 — Eure väterliche Hilfe, daß es mir vergönnt werde, endlich die Gegenwart des so oft ersehnten Gemahls zu genießen und damit das so geängstete und zerschlagne Herz zu erquicken. Sollte es aber den erhabnen Häuptern und Räten des Rates der Zehn allzu gewagt und bedenklich erscheinen, unsre Bitte zu erfüllen, weil sie unser freies Kommen und Gehen für verdächtig halten und befürchten, wir möchten dabei auf etwas schlimmes finnen, so mögen sie doch,

damit ich nicht länger den geliebtesten Gemahl entbehren muß, erlauben, daß ich allein, nur mit einigen Mägden zu meiner Bedienung, zu dem erlauchtesten Herrn, meinem teuersten Gemahl, nach Venedig komme, bei ihm wohne und in demselben Gefängnis und unter derselben Bewachung mit ihm in Haft gehalten werde. Wenn mich aber mein erlauchter Gemahl fortgehen heißt, sei es mir erlaubt, mit den Mägden frei und sicher wieder in die Heimat zurückzukehren. Ich hoffe sicher, daß sie mir das nicht abschlagen werden, denn sie werden doch keine feindselige List von einer Frau erwarten, die sich freiwillig in Gefangenschaft begiebt. Denn von solchem Verlangen nach dem geliebtesten Gemahl bin ich gequält, daß ich weder Gefängnis noch das äußerste mit ihm zu erdulden fürchte, wenn ich nur bei ihm sein darf.“ Aber alle ihre Bitten waren umsonst. Da traf sie am 13. Januar 1517, nachdem sie sich vorher angemeldet hatte, mit zahlreicher Dienerschaft in Venedig ein; ohne die Zusicherung freien Geleits hatte sie sich aufgemacht, ihren Gemahl in der Gefangenschaft zu besuchen. Die Signoria gewährte ihr Aufenthalt in dem Palast ihres Fürsprechers Dandolo. Am folgenden Tage erhielt sie die Erlaubnis, ihren Gemahl zu sehen und verweilte bei ihm bis zum Abend. Am 20. Januar durfte sie mit Gefolge vor dem Dogen und der Signoria erscheinen. „Sie war — so berichtet Sanuto — in neue Seide gekleidet, darüber trug sie ein Gewand von schwarzem Atlas mit Marderpelz gefüttert, eine schwere goldne Kette am Hals und auf dem Kopfe eine goldne Haube nach deutscher Sitte. Sie ist eine würdige und ehrfurchtgebietende Frau, sehr hübsch, aber klein und mager.“ Am Nachmittag besuchte sie zum zweitenmal ihren Gemahl. Am andern Morgen aber erschien Dandolo vor dem Dogen und berichtete in höchster Erregung, die Gräfin sei diese Nacht in der Torrejella geblieben, um bei dem Grafen zu schlafen, obgleich man alles versucht habe, es zu verhindern. Und von Stund an blieb sie bei ihrem Gemahl, die Signoria war machtlos ihr gegenüber. Die Senatoren lärmten über das Unerhörte, Dandolo wollte sogar sein Amt niederlegen, weil sich der Graf nicht fügen wollte. Vergebens, sie blieb. Und man mußte sie schon bleiben lassen, denn sie war krank. Mehrere Ärzte waren um sie bemüht. Im Mai 1517 besuchte sie die Bäder von Abano, doch ging sie nur unter der Bedingung fort, daß sie nach der Kur in die Haft zurückkehren dürfte. Im Juli kehrte sie wirklich zurück, denn noch immer waren die Bemühungen, ihren Gemahl zu befreien, vergeblich gewesen. Ein paarmal war es nahe daran; einmal wurde darüber verhandelt, ihn gegen eine Bürgschaft von 30000 Dukaten und gegen das Versprechen, in Venedig zu bleiben, der Haft zu entlassen, ein andermal war davon die Rede, ihn an den König von Frankreich auszuliefern. Aber es verging auch das Jahr 1517, ohne daß es ihm die ersehnte Freiheit gebracht hatte.

Um's kurz zu machen: die Gefangenschaft Frangipanis dauerte auch noch das ganze Jahr 1518. Selbst als am 31. Juli 1518 ein Waffenstillstand

geschlossen wurde, schenkte man ihm die Freiheit nicht. Zuweilen war er der Verzweiflung nahe, einmal wollte er „mit dem Kopf gegen die Wand rennen und sterben,“ auch machte er einen Fluchtversuch, der vereitelt wurde. Endlich, am 6. Januar 1519, wurde er an den französischen König ausgeliefert und in das Kastell von Mailand gebracht. Seine Gemahlin, die fast immer krank gewesen war, zuletzt auch nicht mehr bei ihm gewohnt hatte, folgte ihm auch nach Mailand und starb dort am 4. September 1519. Wenige Wochen darauf, im Oktober 1519, floh er aus dem Mailänder Kastell und entkam glücklich nach seiner Heimat Kroatien. In einem langen Schlußkapitel, das nach dem vorausgegangnen nicht mehr fesselt, belehrt uns der Verfasser noch umständlich über die Rolle, die Frangipani später im Türkenkriege gespielt hat; dort fand er bei der Belagerung von Warasdin im September 1527 seinen Tod.

Aber der Ring! Wo bleibt der Ring? Geduld, er kommt schon. Unter den Briefen, die Frangipani und seine Gemahlin im Jahre 1515 mit einander gewechselt haben, ist auch ein Brief von ihr aus Blaiburg vom 21. März, die Antwort auf einen Brief, den er am 13. Februar aus der Torresella an sie geschrieben hat. Er hat sie wiederholt gebeten, ihn mit Bettwäsche und Kleidungsstücken zu versorgen, und sie antwortet ihm nun auf diese Bitten. Vorher aber schreibt sie: „Was den Ring betrifft, gnädigster und geliebtester Gemahl, so meine ich, daß der Ring, den Messer Zuan Stefano Maza erhalten hat, ein wenig enger gemacht werden müßte, als es der alte Ring war, und darauf die Inschrift gesetzt werden, die auf dem Bande des Ringes innen und außen war, die Worte, die die Antwort geben auf die Worte, die mir Ew. Herrlichkeit auf dem andern Ringe geschickt haben, den ich trage. Es verlangt mich, Ew. Herrlichkeit den Ring zu schicken, damit ihn Ew. Herrlichkeit aus Liebe zu mir und zum Andenken an mich tragen, und wenn es beliebt, bitte ich, das dort machen zu lassen, da es hier keinen guten Goldschmied giebt.“ Der alte Ring, von dem Apollonia hier schreibt, der alte Ring, der zu weit war, den ihr Gemahl insolgedessen offenbar verloren hatte und für den sie ihm jetzt durch Messer Maza Ersatz schickt, das soll der Ring sein, der im Januar 1892 in der Nähe von Prata bei Pordenone gefunden worden ist!

Ganz sicher, ganz über jeden Zweifel erhaben ist die Sache nicht, und der Verfasser ist ehrlich genug, auf die Schwierigkeiten, die übrig bleiben, selbst aufmerksam zu machen. In dem erwähnten Diario di Pordenone steht, daß am 15. Februar 1514, an demselben Tage, wo Frangipani von Udine aus vor Osopo eintraf, bei einem Scharmügel mit Bauern ihm das Pferd unterm Leibe erschossen worden sei. „In diesem Augenblick verlor er eine Reliquie, die er aus Devotion bei sich trug, was ihm von schlimmster Vorbedeutung erschien.“ Es liegt nahe, bei dieser „Reliquie“ an den Ring zu

denken. Aber dann müßte man annehmen, daß der Chronist nur ungenaue Kunde von dem Verlust gehabt und Ort und Zeit falsch angelegt habe. Eine weitere Schwierigkeit bereitet die Angabe, daß die Inschrift auf dem verlorenen Ringe „innen und außen“ gewesen sei. Der Verfasser sucht sie zu heben durch die Annahme, sein Ring, der hohl ist, enthalte vielleicht im Innern (!) noch andre Worte. Sollte es aber nicht näher liegen, das „innen und außen“ auf die Hand zu beziehen? Die Inschrift läuft ringsum, sodaß man die Hand von innen und von außen ansehen muß, um die Inschrift ganz zu lesen.

Das also wäre der Inhalt des Buches. Nebenbei lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit noch auf ein paar Kunstwerke. Das eine ist eine typographische Seltenheit, ein deutsches Gebetbuch, das Graf Frangipani und seine Gemahlin 1518 in Venedig haben drucken lassen. Es ist mit Holzschnitten geschmückt, ein Holzschnitt zeigt eine Krönung Mariä, darunter als Betende Christoph und Apollonia. Im Vorwort bitten sie alle, die das Buch benutzen würden, ihrer zu gedenken und für ihre Befreiung zu Gott zu beten. Das andre Kunstwerk ist das Altarbild in der Kirche von Obervellach im Möllthal in Kärnten. Obwohl es erst nach Apollonias Tode, 1520, gemalt ist, macht es der Verfasser doch wahrscheinlich, daß in den beiden Flügeln die Bildnisse von Christoph und Apollonia Frangipani nach dem Leben erhalten sind.

Kurz vor Tische war ich mit dem Lesen des Buches fertig geworden. Nach Tische nahm ich es wieder vor, blätterte es noch einmal von vorn nach hinten und von hinten nach vorn durch und fragte mich: Was mag wohl der Verfasser beabsichtigt haben? Gesezt, der Ring, den er gekauft hat, wäre wirklich der Ring des Grafen Frangipani, so wäre das gewiß ein höchst merkwürdiger Zufall, und das merkwürdigste und erfreulichste daran, daß der Ring gerade in diese Hände gekommen ist, in die Hände eines begeisterten und wissenschaftlich tüchtig geschulten Gelehrten. Wäre er in die Hände eines beliebigen reichen Sammlers geraten, so hätte nach dem Grafen Frangipani und seiner treuen, mutigen, opferfreudigen Frau kein Hahn gekräht. Wer je in seinem Leben wissenschaftlich gearbeitet hat, der wird die Finderfreude des Verfassers verstehen und teilen. Aber war es nötig, diesen Fund und den Beweis für die Richtigkeit seiner Deutung, diese rührende kleine Episode aus der deutsch-italienischen Kriegsgeschichte, die gerade ausgereicht hätte zu einem feinen Aufsätzchen in einer historischen oder kunsthistorischen Zeitschrift, und die in einer zwanzigbändigen Weltgeschichte vielleicht eine Zeile füllen würde, der Welt in einem Quartband von 183 Seiten vorzulegen? und in einer Darstellung, in der eine simple historische Quellenforschung zu einem erschütternden „Erlebnis“ aufgebauscht wird?

Jede Darstellungsform hat ihren besondern Stil, auch jede wissenschaftliche. Von einer wissenschaftlichen Untersuchung verlangt man, daß der Verfasser hinter seinem Stoffe möglichst zurücktrete. Das Wörtchen „ich“ braucht

gar nicht darin vorzukommen. Man will durch nichts an die Person des Verfassers erinnert sein. Ein „Erlebnis“ dagegen ist ein Stück Selbstbiographie. Da dreht sich alles um die Person des Verfassers, und man wundert sich gar nicht, wenn das Wörtchen „ich“ in jedem Satze steht. Nun ist ja nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Forscher seine Leser auch einmal an dem äußern Verlauf einer Untersuchung teilnehmen läßt. Es muß nur mit Geschmack geschehen, denn dem Leser liegt doch viel mehr an den Ergebnissen der Forschung und — an ihrer Methode, d. h. an ihrem innern Gange, als an ihrem äußern Verlaufe. Wenn ich eine Urkunde, die ich gefunden habe, sei es ein Schriftstück oder ein Kunstwerk, richtig benutze, an der richtigen Stelle in den Faden meiner Untersuchung einflechte, so ist das für den Leser viel wichtiger, als wenn ich ihm erzähle, unter welchen äußern Umständen und bei welchem Stande meiner Untersuchung die Urkunde in meine Hände gekommen ist. Immerhin kann man auch einmal diesen Weg einschlagen, namentlich wenn er spannend ist, wenn er Überraschungen bietet, vom Ziele abzuführen scheint, während er ihm zuführt. Aber Geschmack gehört dazu. Ein Gelehrter, der es namentlich in seinen letzten Lebensjahren liebte, auch über den äußern Verlauf seiner wissenschaftlichen Untersuchungen: wann, wo und wie er hinter das und jenes gekommen war, mit gründlicher und behaglicher Breite Rechenschaft zu geben, war Friedrich Zarncke. Aber was sind seine schlichten Berichte gegen das „Erlebnis“ Henry Rhodes! Hier drängt sich die Person des Verfassers auf Schritt und Tritt in den Vordergrund. Fort und fort unterbricht und stört er den Gang der Darstellung nicht nur durch Mitteilungen über den äußern Verlauf und die verschiedenen Stationen seiner Untersuchung, sondern sogar durch eingeschaltete Phantasiestücke, Reflexionen, Ansprachen, die er an die Personen seiner Geschichte hält, Ausbrüche der Bewunderung und des Mitleids, Liebesbeteuerungen, Seufzer. Als er zuerst auf Frangipani zu sprechen kommt, fragt er: „Was wissen wir näheres von ihm? Ihm auf seinen Wegen zu folgen ist die nächste Aufgabe. Manche Chronisten und Geschichtsschreiber Venedigs dürften erwünschte Nachrichten bringen. Das bei weitem wichtigste werde ich aber wohl wieder Marino Sanuto zu verdanken haben. Er bleibe mir gewogen!“ Die Erzählung von Frangipanis Gefangenschaft unterbricht er durch folgende Betrachtungen: „Von neuem halte ich inne in der Arbeit, im sinnenden Verbinden aller der einzelnen Thatsachen, welche ich, die eine hier, die andre dort, im Laufe weniger Tage gefunden. Als ich zuerst jene Chronik von Fordezone aufschlug und in ihr den Namen Christoph Frangipani las — wie weit entfernt war ich davon, zu ahnen, daß ich den Wandel und Wechsel eines an schweren Schicksalen reichen Menschenlebens miterleben sollte, als erschaute ich alles mit eignen Augen! Ein Ring, der zufällig in meine Hände gelangt, hielt mich in einen Zauberkreis gebannt. Die Gestalten aber, die er heraufbeschworen, haben mich

seiner selbst vergessen machen — für einen Augenblick durchbreche ich den Bann, zur Wirklichkeit der Gegenwart zurückzukehren. An meinem Finger glänzt der goldne Reif, ich sehe seine zierlich geschmückten Bänder kreisen! Ein gütiges Geschick war es, das ihn benutzte, mich auf die Spur einer merkwürdigen historischen Begebenheit zu führen, und nun möchte die Phantasie ihn selbst hineinziehen in dieselbe, ihm eine Rolle in jenen ergreifenden Vorfällen zuweisen, bloß deshalb, weil durch seine Vermittlung Geist und Seele in Thätig-versetzt wurden! Bloß deshalb? Und die fieberhafte Erregung, die mich in atemloser Hast vorwärts treibt, zu suchen und forschen, als wäre mir ein unbekanntes Ziel gesetzt, das ich erst erkennen werde, wenn ich es erreicht, als riefte mich eine Pflicht, deren Erfüllung allein mir die innere Ruhe wiedergeben könne — ist diese Erregung auch nur ein Werk meiner Phantasie?" Nachdem er ein paar trockne urkundliche Mitteilungen gemacht hat über die Schlösser in Kärnten, die im Besitz der Gemahlin Frangipanis waren, ruft er aus: „Verpändungen, Zahlenziffern — gespenstisch treten sie aus dem Dunkel, in welches Apollonias Leben während langer Jahre für unsre Blicke gehüllt ist, hervor, als spotteten sie des Forschers, der nach dem ersten, ahnungsvollen Einblick in die Wunder jungen, seligen Liebens die allzu kühne Hoffnung gehegt, auch an den Leiden und Erfahrungen einer Frauenseele teilnehmen zu dürfen, nachdem der Zauber ihres Glückes ihr genommen. O thörichter Wahn! Als wäre je solches Leiden aus seinen Tiefen aufgestiegen, sich einem andern im kalten Tageslicht zu zeigen, als vermöchte es je, sei es nun auf den Blättern der Geschichte, sei es in Worten eines klagenden Mundes, sich zu äußern — begrabene Welten, die nur in ihrer Versteinerung, aber nimmer vom Atem des Lebens befeelt dem Auge zu schauen gestattet ist!" Einen Brief der Gräfin Frangipani an ihren Gemahl ins Gefängnis versteht er mit folgender Nachschrift: „Welche Stimme erklingt mir! Aus den demütigen, den kindlichen Worten — welch göttliche Einfalt eines liebstarcken Herzens spricht zu mir! — Getrost, gefangner Graf Christoph! Unbegrenzte, ewige und unverletzliche Liebe wacht über dir! Dein Vater, deine Brüder, welche ihr Vater, ihre Brüder geworden sind, ruhen nicht. Dein mächtiger Schwager bietet seinen Einfluß auf, und dein Hab und Gut wird von treuen Händen verwaltet.“ Das sind nur einige Proben; ich könnte noch viele andre geben. Das Kapitel über das Altarbild in Obervellach ist ein „Erlebnis“ für sich. Der Verfasser schildert die Fahrt, die Ankunft in den „morgenlichen“ Strahlen der Sonne, die Landschaft, die Natur, das Wetter, die Kirche, das Bild, alles überspannt und in einer Sprache, die wie erstarrte oder erstarrende Verse klingt. Er sieht nicht mehr, er „erschaut“ nur noch. Zuletzt erstirbt die Darstellung in einem verzückten Gestammel an Apollonia.

Der Verfasser ist jung, wenigstens soviel ich weiß, er ist gefühlvoll und augenscheinlich ein bischen eitel, er schwärmt für Richard Wagner, womit er

hier so unpassend als möglich kokettirt, er hat Phantasie und eine poetische Ader, und der rührende Gegenstand war dazu angethan, diese Gaben in lebhaften Schwung zu versetzen, und zu alledem: der Verfasser ist verliebt, außer dem Ring der Apollonia hat er bei seiner Arbeit wohl noch einen zweiten Ring am Finger getragen, und mehr als alle Leser hat ihm eine Leserin vorgeschwebt. „Der Einen zu eigen!“ steht auf dem Widmungsblatte. Das alles erklärt so manches in seinem Buche. Dennoch bleibt die Einkleidung einer wissenschaftlichen Untersuchung in das Gewand eines „Erlebnisses“, die Verquickung von Wissenschaft und Poesie und die damit unzertrennliche Stilvermengung, wie sie hier vorliegt, eine Geschmacksverirrung, und wenn der Verfasser, wie es stark den Anschein hat, glaubt, durch sein Buch die Wissenschaft um eine neue Darstellungsform bereichert zu haben, um die des wissenschaftlichen „Erlebnisses“, so kann man nur wünschen, daß er damit nicht etwa Schule mache. Man könnte sich ja denken, daß ein Meister der Darstellung auch in dieser Form einmal ein klassisches kleines Muster aufstellen könnte — ein kleines, denn in die Länge gezogen, wäre es keins —, aber dazu gehörte vor allem eine ganz andre Beherrschung der Sprache, als sie der Verfasser hat. Er ist zwar sichtlich bemüht, auch die rein geschichtlichen Partien seines Buches, die nur für den Fachmann bestimmt sind, in ein schönes Gewand zu kleiden, aber er bringt es doch nicht weiter damit, als bis zu einem gezierten und gespreizten Zeitungsstil. Auf der einen Seite eine gesuchte Wortstellung, die persönlichen Fürwörter z. B. an der denkbar unnatürlichsten Stelle des Satzes (In immer größerer Ferne verloren die Hoffnungen sich!), alle Nebensätze natürlich ohne Hilfszeitwörter, und auf der andern Seite ein sinnwidrig mechanisch geschachtelter Satzbau, und immer und ewig: derselbe, desselben, demselben, demselben! In solchem Stil schreiben jetzt freilich viele unsrer jungen Gelehrten, aber deshalb wird kein Kunstgenuß daraus.

Soll ich noch über die Ausstattung des Buches reden? Die Illustrationen sind vortrefflich; darauf verstehen wir uns heute, die Maschine thut ihre Schuldigkeit. Und wie schön ist alles gedruckt! Über allen Kapitelanfängen stehen Zierleisten, die Hans Thoma gezeichnet hat. Ich hatte noch nie etwas von Thoma gesehen, und so war auch der Anblick dieser hübschen kleinen Streifen ein „Erlebnis“ für mich. „Variationen über den Ring“ könnte man sie nennen — eine allerliebste Spielerei. Wir sehen den Ring als Ring, als Krone, als Kranz, als Schlange, auf der Wasserfläche, im Baumstamm, wir sehen, wie er geschmiedet wird, wie ihn der Fisch verschlingt, wir sehen zuletzt auch noch den Ring des Saturn am Nachthimmel. Der Verfasser gedenkt dieser Bildchen in seinem Nachwort, das natürlich nicht aus dem profaischen Berlin, sondern aus der „Villa Cargnacco am Gardasee“ datirt ist, mit folgenden feierlichen Schlusssakorden: „Was aber, nachdem meine Arbeit vollendet, ein teuerster Freund und Meister diesem Buche schenken wollte (zu schenken geruhte, hätte

noch schöner geklungen!): die künstlerische Verzierung, kann ich nur hinnehmen, wie man die Gaben der Natur hinnimmt: in schweigender Bewunderung.“ Da haben wir noch einmal den ganzen Henry Thode. Gnadengeschenke des Genius — diese harmlosen Blättchen!

Was fange ich aber nun mit den zwei Ringen des Frangipani an? Das eine Exemplar muß ich natürlich zurückschicken, es hilft nichts. Das andre aber werde ich einem „teuersten“ Freunde schenken, der kuriose Bücher sammelt, alte und neue. Ich hoffe, er wird es auch „in schweigender Bewunderung hinnehmen.“

* * *



Anselm Feuerbachs Leben und Kunst



nselm Feuerbach, der Maler, gehörte zu den vielen Stiefkindern der Zeit, der wir die Eisenbahnen, die Photographie, die künstlichen Nahrungsmittel und die Sozialdemokratie verdanken. Heinrich von Treitschke ist eben dabei, diese wunderliche Zeit zu schildern, in der sich das „Volk der Dichter und Denker“ in die Notwendigkeit versetzt sah, aus der Welt des schönen Scheins zu dem mitunter sehr unschönen Wesen der politischen und sozialen Dunglehre überzugehen, sich von der Kritik der reinen Vernunft zu der Produktion und Konsumtion der radikalen Phrase zu wenden.

Anselm Feuerbach war im Jahre 1829 (12. September) geboren. So geriet er gleich mit seinem ersten Lebensjahr in die Julirevolution des selbstherrlich gewordenen Philistertums hinein. Gleich in diesem Jahre und an seiner Geburt, d. h. durch ihre Folgen, verlor er seine Mutter, ein Wesen, „das hätte Jean Paul sie gefannt, als er seinen Titan schrieb, jedermann für das Urbild der Diane gehalten haben würde.“ Er war der Nefte jenes Ludwig Feuerbach, der nach einer verzweifeltsten dialektischen „Selbsterzergung des Christentums“ unter jedenfalls noch verzweifelteren materialistischen Verdauungsbeschwerden dazu kam, die Lehre der französisch-englischen Kraftmeier und Stoffhuber zu verschlingen und durch ein bäurisches Einsiedlerleben der Welt zu beweisen, daß auch im Lande Immanuel Kants der Mensch in seiner Weise „das ist, was er ist.“ Diese Daten sagen genug. Er war aber zugleich der Sohn Anselm Feuerbachs, des Freiburger Archäologen, des Verfassers eines für die Wissenschaft mustergiltigen Buchs über den vatikanischen Apoll, eines Buchs, das sich freilich noch überwiegend mehr an Winkelmann und Goethe, als